

Horst Renz

(Abschrift des Manuskripts durch Christa Krämer, mit Korrekturen von Horst Renz im Juni 2015)

Carl Muth und Gertrud von le Fort

Eine sehr auffällige und über die Maßen sprechende Naht- und Verbindungsstelle zwischen dem Herausgeber und der Dichterin gibt es am Beginn des 25. Jahrgangs der Zeitschrift, im Oktoberheft 1927. Muth hält „Umschau“ unter der Überschrift „Bilanz“- auf 23 Seiten. Und gleich auf der folgenden Seite beginnt der Roman-Vorabdruck 'Das Schweißstuch der Veronika' von Gertrud von le Fort in beinahe demselben Umfang von zwanzig Seiten. „Das Lied meiner Jugend war das Lied eines kleinen römischen Brunnens, der seinen zarten Strahl in das vergreiste Marmorbecken eines antiken Sarkophages ergoß, an dessen Rand man mich als Kind aus dem fernen Deutschland verpflanzt hatte.“

Das Gespräch ist eröffnet und wie bestellt, ja wie verabredet, erscheinen nacheinander auf der Bildfläche die „Protestantin“ Edelgart, die gebildete Großmutter, welcher „die Weltgeschichte.. wie ein erhabener Triumphzug menschlicher Größe und Unsterblichkeit erschien (33)“, und die einfachere gläubige Katholikin Jeannette, die sich „wenn es ernst wurde, den Dingen fast liebevoll zubeugte, wodurch sie sich ihr beugten.“ (37)

Es ist, als würde in den insgesamt elf Folgen des Romans die in der „Bilanz“ formulierten Ziele und Programmpunkte für die Zeitschrift hier nun bildhaft gestaltet und anschaulich gemacht, eben verwirklicht - getreu der Losung, die 1903 gefunden war und dann auf jedem Einband in goldener Prägung als kleines Siegel prangte:

Hochland
hohen Geistes Land
Sinn dem Höchsten zugewandt

Muth stand treu zu seinem Ziel, die im Blick auf die Kultur bestehenden schweren Defizite des Katholizismus ausgleichen zu wollen und führte offen und ernst und tolerant Schwächen und Stärken auf allen Seiten ins Feld. Die Dichterin kam ihm wie gerufen und tastete sich Folge um Folge in diese Ausgleichsaufgabe hinein. Sie war fünfzig Jahre lang Protestantin gewesen, hatte Theologie studiert, sogar bei einem der liberalsten evangelischen Theologen und Religionsphilosophen; und sie hatte derartige Sachkenntnis, dass sie es unternehmen durfte, dessen „Glaubenslehre“, also eine Nachfolge-Gestalt von Dogmatik, authentisch herauszugeben und der Nachwelt zu erhalten. Seit deren Erscheinen waren kaum zwei Jahre vergangen.

Der verantwortliche Hauptschriftleiter Friedrich Fuchs hatte am 14. Oktober 1927 an Carl Muth - das „Bilanz“-Heft und andere Informationen in Händen - u.a. geschrieben (BSB, Ana 390 II A, 143): „Der Ausfall der 300 (Abonnenten!) machte mir das Einschlafen schwer..., obwohl ich vorher den sehr schönen Romanbeginn der le Fort gelesen hatte... Die vielen theologischen Beiträge mögen wohl viele Verscheuchte und noch mehr abhalten; aber was das Schlimmste dabei ist: Diese Abneigung hängt zusammen mit der Ebbe der religiösen Erwägung, die uns die ganzen Jahre nach dem Krieg mitgetragen hat. Sie hob unser Schiffelein nicht nur, weil die Leser williger waren, sondern auch, weil die Autoren sich reger zeigten. Ich. denke an den Jahrgang, den Goethe-Herder-Aufsatz Nadlers (?) einleitete. Ob nicht auch den Lesern im abgelaufenen Jahrgang der Roman gefehlt hat? Mit dem Bedauern über den Niedergang der

Zeit ist es natürlich nicht getan. Wir müssen ihrem Abgleiten zunächst geschickt nachgehen, um sie schließlich doch zu packen. Unter den vorrätigen Beiträgen ist freilich wenig, was dieser Taktik dienen könnte... Aber der Roman macht mir große Freude, es ist ein deutsch empfundener Fogazzaro."

Dass die Dichterin für die Nöte der Zeitschrift bis hinein in die grundsätzlichen Aufgaben und Lösungen äußerst willkommen gewesen ist, geht aus diesen Zeilen unmittelbar hervor. Und dass sie wirklich ihre Gedanken und Gestaltungen frisch zu Papier brachte und keineswegs „liegen“ hatte, ergibt sich bei der Einsicht in die folgenden Fuchs-Briefe an Muth: Es war von Heft zu Heft ein Bangen, ob denn alles rechtzeitig geliefert würde; oder ob denn auch alles im Sinne der Handlung richtig betrieben werde.

Ob Fuchs freilich mit dem Fogazzaro-Vergleich auch nur halbwegs ins Schwarze getroffen hat, erledigt sich angesichts des Erfolgs völlig; die irgendwie modernistischen, teilweise indizierten Romane des italienischen Schriftstellers (Leila, Der Heilige,...) verblassen neben dem „Schweiß Tuch“ völlig. Es ist einfache, frömmelerische Unterhaltungsliteratur. Hingegen bedankt sich Ludwig Feuchtwanger brieflich bei le Fort am 8. Juni 1929 für das Buch: „Es ist besonders auffällig und erfreulich, daß die Zeitschriften aller Richtungen und Weltanschauungen sich so positiv über das Buch aussprechen. Außer „Gral“ und „Stimmen der Zeit“ habe ich in letzter Zeit Wolfgang Petzet in der Frankfurter Zeitung gelesen und sehe mit Genugtuung, daß man überall mit großer Hochachtung, ja Begeisterung von dem Roman spricht. Es ist ein zwar langsam gereifter, aber ungewöhnlicher Erfolg". Feuchtwanger ist Leiter von Duncker & Humblot in München, Bruder von Lionel F., auch Landesrabbiner in Bayern. Sein positives Echo gilt gewiss auch dem freien Standpunkt der Dichterin und ihren spürbaren Bemühungen, die unterschiedlichen menschlich-religiösen Möglichkeiten nicht einfach katholisch zu missionieren, vielmehr auf eine allgemeinere, also übergeordnete „Größe“ zu beziehen.

Im „Hochland“ selber wurde der Roman im Maiheft 1929 von Franz Herwig besprochen: „Ein Roman wie „Das Schweiß Tuch“ von Gertrud von le Fort, der hinter den sichtbaren Dingen und in ihnen die Wirksamkeit der allmächtigen göttlichen Hand zeigt, muß unter den heutigen Verhältnissen zunächst ein beinahe ungläubiges Staunen hervorrufen, denn auch der katholische Autor ist sehr selten geworden, der den Mut hat, das Leben als von Gott durchdrungen zu zeigen (nicht nur von der rein gesellschaftlichen Moral), und der überdies die entscheidende dichterische Kraft besitzt, letzte Zusammenhänge überzeugend darzustellen. Aber zu diesen seltenen Autoren gehört Gertrud von le Fort, und jeder noch nicht ganz verflachte Leser wird ihren Roman mit gerührter Erschütterung aufnehmen. Äußere Handlungsreize fehlen fast ganz, alles Geschehen vollzieht sich überirdisch oder unterirdisch, zeigt sich zuweilen nur an den aufsteigenden Schaumkronen der äußeren Oberfläche, und dennoch weiß man von den geheimnisvoll schweren Kämpfen, die sich jenseits des Sichtbaren gewaltig abspielen... Jedenfalls bedeutet dieser Roman im Wesen mehr, als man zu hoffen gewagt hatte.“ Und weiter dann: „Das gerade Gegenstück ist Gerhart Hauptmanns „Wanda“. Denn hier ist alles eng begrenzt, ohne Horizont, animalisch, erdisch, im Technischen unbekümmert hingehauen..."

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass le Fort bereits im Juli 1924 im „Hochland“ drei ihrer „Hymnen“ vor-abgedruckt hatte, also mehr als drei Jahre vor dem Beginn der Roman-Veröffentlichungen. Damals war die Autorin längst noch protestantischer Konfession und arbeitete an der Edition von Troeltschs „Glaubenslehre“ - mit großer Hingabe und im vollen Bewußtsein ihrer Verbundenheit mit diesem Geist und seinem theologischen Denken, das in Vergessenheit zu sinken drohte nach seinem Wechsel auf einen Philosophischen Berliner

Lehrstuhl (1915) und seinem frühen Tod am 1. Februar 1923.

Die besagten „Hymnen“ sind - wenn überhaupt - in einem ganz anderen Sinne „katholisch“, als es dann in der späteren konfessionell forcierenden Interpretation und Apologetik zum Ausdruck kam. Ob Carl Muth diese Publikation selber betrieben hatte, oder ob sie auf Bitten des Theatiner-Verlags, des Ortes der späteren (Dezember) Buch-Veröffentlichung, zustande kam, lässt sich nicht mehr entscheiden. Jedoch ist auffällig, dass ihr seinerseits eine großangelegte, pointierte Darstellung über „Klopstock“, sein Denken und nicht zuletzt dessen „Messias“ zur Seite ging - pointiert und überlegt beinahe wie die bereits geschilderte Nahtstelle zwischen seiner „Bilanz“ und dem Roman-Beginn im Oktober 1927.

Bei den abgedruckten „Hymnen“ handelt es sich um drei der ersteren aus der späteren Abfolge, nämlich um

*Ich möchte mein Haupt eine Stille lang in deinen Schoß legen!
Ich möchte eine Hoffnung lang in deinen Armen rasten!
Aber du bist keine Herberge am Wege, und deine Tore öffnen sich nicht nach außen:
Keiner, der dich fahren läßt, hat dich erfahren!
Du sprichst zu den Zweifelnden: 'Schweiget', und zu den Fragenden: 'Kniet nieder!'
Du sprichst zu den Flüchtigen: 'Gebt euch preis', und zu den Flügelnden: 'Laßt euch fallen!'
An dir wird jede Wanderschaft lahm, und jede Wallfahrt findet an dir nach Hause.
Darum flüchten meine Tage vor dir hin wie der Windstoß hinflüchtet vor der Stille.
Aber ich weiß, daß ich dir nimmermehr entkomme, denn wahrlich, so wie du verfolgst, kann nur Gott verfolgen!*

*Mutter, ich lege mein Haupt in deine Hände: schütze mich vor dir!
Denn furchtbar ist das Gesetz des Glaubens, das du aufrichtest.
Fremd ist es in allen Fluren meines Blickes.
Die Täler der Stunden und die Räume der Gestirne wissen nichts von ihm.
Meine Füße gleiten an ihm ab wie an Halden von Eis,
und mein Geist zersplittert daran wie an gläsernen Felsen.
Bist du gewiß, meine Mutter, daß nicht der Bote des Abgrunds dich betrog?
Oder daß Wildlinge aus der Engel Saal dich verhöhnnten?
Du heißt mich mein einziges Licht löschen und heißt mich,
es wiederentzünden an der Finsternis der Nacht!
Du gebietest mir Blindheit, daß ich sehe und Taubheit, daß ich höre.
Weißt du, was du tust? - Mutter, ich lege mein Haupt in deine Hände: schütze mich vor dir!*

*Und siehe, die Stimme deines Gesetzes spricht zu mir:
Was ich zerbreche, das ist nicht zerbrochen, und was ich in den Staub beuge,
das hebe ich empor!
Ich bin dir gnadenlos geworden aus Gnade und erbarmungslos aus Erbarmen:
Ich habe dich überblendet, daß deine Grenzen verfließen,
ich habe dich verschattet, daß du deine Schranken nicht mehr fändest.
Wie das Meer eine Insel verschlingt, so habe ich dich verschlungen, daß ich dich
hinausschwemmte ins Ew'ge.
Ich bin zum Hohn geworden an deinem Verstand und zur Gewalt an deiner Natur,
daß ich dich aufkettete wie einen Kerker und dich vor die Tore deines Geistes risse.
Denn wo deiner Tiefen Tiefe hindürstet, da fließen nicht mehr die Brunnen dieser Erde,
und wo dein letztes Heimweh verblaut, da stehen alle Uhren der Zeit still.
Siehe, ich trage auf meinen Flügeln die weißen Schatten des Andren,
und auf meiner Stirne wittern die Ufer des Drüben!
Darum muß ich Wildnis sein in deiner Erkenntnis und Vernichtung auf deinen Lippen,
aber deiner Seele bin ich Aufbruch und Heimweg und bin der Bogen ihres Friedens mit
Gott über den Wolken.*

Diese drei Texte traten dem Leser der Zeitschrift als eine geschlossene Einheit entgegen. Und die Bilder und Gedanken erfassten ihn, oder sie taten es auch nicht. Die gehobene Sprache von Hymnen ist nicht jedermanns Sache. Aber wer sich einließ, der hatte zu tun, hatte Funde zu machen; der sah sich Unsichtbarkeiten gegenüber und vermochte vielleicht eine letzte „Gewalt“ in sich selber zu identifizieren. - Aber was hätte ihn aufrufen sollen, an die institutionalisierte katholische Kirche zu denken und sich auf den „Heimweg“ zu dieser zu begeben, sofern er ihr nicht bereits angehörte?!

Die Vergegenwärtigung dieser ursprünglichen Eindrücke, Gedanken und Erkenntnisse ist wichtig. Wichtig gerade auch, wenn heute ein Zugang zu le Fort gesucht und vermittelt werden soll. Wenn man sich an der Seite von Carl Muth sieht und mit ihm zu den Tiefen des christlichen Glaubens vordringen und sie im Zeitgenossen als allgemein menschlich erschließen, aufschließen möchte.

Wenn „Heimweg zur Kirche“ - dann zu einer gleichsam inwendigen, unsichtbaren. Mehr läßt sich aus diesen Hymnen kaum heraushören. Und zu Muths Klopstock-Deutung passen sie bestens.

Wenn schon katholische Kirche, dann die schlechthin alle Menschen umfassende allgemeinste Wesensgemeinschaft.

Nach Heidelberg und Ulm (1922 bzw. 1923) führte der Verband katholischer Akademikervereine seine jährliche Herbsttagung 1924 wieder mit Bedacht in einer weitgehend protestantischen Stadt durch, nicht zuletzt, um missionarisch wirken zu können. Tagungsort war Dresden. Bei einem öffentlichen Rezitationsabend trug im September dort ein namhafter Sprecher - gleichsam gemäß der Hochland-Präsentation von Juli - Gesänge aus Klopstocks „Messias“ und „Hymnen an die Kirche“ von Gertrud von le Fort vor. Das genauere Programm ist unbekannt, Tatsache ist jedenfalls auch die Werbung für die „Hymnen“ gewesen, die als Vierter Theatiner-Druck in dem von Dieter von Hildebrand zu München gegründeten Verlag gleichen Namens zu Weihnachten erscheinen sollten. Der Verleger war zugleich Philosophie-Dozent an der heimischen Universität und sehr aktiv in der Durchführung von Veranstaltungen

des Katholischen Akademiker-Vereins, den er leitete. Er hatte den Rezitationsabend in Dresden vorgeschlagen und organisiert.

Gertrud von le Fort war anwesend und erlitt eine Ohnmacht, sodass sie aus dem Saal getragen werden musste. Die Dichterin hatte im dann an ihre Schwester geschriebenen Brief für den gesamten allemal peinlichen Vorfall nur diesen Satz: „Es war schrecklich.“

Hildebrand, der Sohn übrigens des bekannten Bildhauers Adolf von Hildebrand, führte die Ohnmacht auf ein hohes Pathos des Rezitators zurück, und dem Erfolg der Hymnen hätte die Geschichte am Ende nicht geschadet. Aber zumindest erwägen sollte man, ob der Eindruck des Schrecklichen nicht auch von einem inneren Widerstand gegen eine eventuelle, naheliegende Fehl-Interpretation ausgegangen war: Sie könnte sich missverstanden, ja missbraucht gefühlt haben.

Wie auch immer: Diese Geschichte gehört doch auch hinein in die sich entwickelnde Beziehung zwischen Carl Muth auf der einen und Gertrud von le Fort auf der anderen Seite.

Die nachfolgenden Tatbestände sind gewesen: Zu Weihnachten kamen die Hymnen wie vorgesehen zum Verkauf. Im Jahr 1925 widmete sich le Fort der vorgesehenen Edition der Glaubenslehre von Troeltsch, die rechtzeitig für das Weihnachtsgeschäft in den Handel kam.

In diesem Jahr hatte Hildebrand eine Filiale des Theatiner-Verlags in Rom gegründet, mit einer Zeitschrift unter dem Namen „Roma Aeterna“ verbunden und dafür Ida Maria Bauer als Leiterin dorthin geschickt. Le Fort sollte bei der inhaltlichen Gestaltung helfen, konnte aber erst im Frühjahr 1926 nach Rom kommen und neue Hymnen auch für die dortige Zeitschrift beitragen, bis der Verlag, ähnlich wie der in München, in finanzielle Schwierigkeiten geriet und aufgegeben werden musste. (Der Theatiner-Verlag dann 1929)

Die Dichterin kehrte wie erlöst im Juli -auf die Konradshöhe zurück. Konvertiert war sie im April davor noch in der ewigen Stadt.

Wann auch immer sie wieder in Verbindung zum „Hochland“ trat: Es muss nach Fertigstellung der zwei unter Pseudonym veröffentlichten Romane „Die Glocken von Elm“ und „Der Kurier der Königin“ gewesen sein. Von da an stand sie Carl Muths Zeitschrift kreativ zur Verfügung und veröffentlicht ab September 1927 „Das Schweiß Tuch der Veronika“. Soweit man sehen kann, war es keineswegs in Rom geschrieben, lebte hinsichtlich der örtlichen Kenntnisse nicht zuletzt aber von früheren Rom-Reisen und -Aufenthalten und zielte für eine geplante Fortsetzung nicht zufällig auf Heidelberg, auf den ihr besonders wichtigen Ort der Handlung. Dort hatte sie den „Professor“ kennen und lieben gelernt, dort die Glaubenslehre gehört und erstmals und entscheidend ausgearbeitet. Dort würde eines Tages „Der Kranz der Engel“ spielen, ein Roman der beinahe wegen Häresien auf den „Index“ gekommen wäre, den es damals noch gab.

Es ist nicht nebensächlich, dass Ernst Troeltsch im „Hochland“ sogleich nach Erscheinen der letzten Roman-Folge im September-Heft 1928 eine breite Darstellung und Würdigung seines Werkes erfuhr. Und mit Sicherheit ist le Forts Ansehen und Einfluss als nun geradezu feste Mitarbeiterin, als Trägerin des geistigen Programms der Zeitschrift dafür verantwortlich gewesen, daß in Zeiten, da dieser Theologe des liberalen Protestantismus bei den Protestanten so gut wie vergessen war.

„Ernst Troeltsch als Theologe und Soziologe“ lautete der Titel der von Heinrich Getzeny verfassten beachtenswerten Darstellung auf immerhin sechzehn Seiten im September 1928 (S. 582-597).

Es führt hier zu weit, den Inhalt zu referieren, nur sei betont, dass es sich um eine insgesamt sehr korrekte Charakterisierung handelt und dass natürlich auch die „Glaubenslehre“ betrachtet, gewürdigt und kritisiert wird. Angeführt sei wenigstens ein zentraler Satz: „Wenn man die Stellung Troeltschs schon als ‚liberal‘ bezeichnen will, so ist es keinesfalls ein Liberalismus aus Glaubensschwäche, aus Flachheit und Verwaschenheit, aus mangelnder Kraft zu großem, starkem Glauben. Im Gegenteil, all diese Ablehnungen älterer, dogmatischer Begriffe geschehen aus einer ganz kühnen Glaubenseinheit heraus, die das gesamte christliche Überlieferungsgut mit einer Entschiedenheit sondergleichen in eine einzige geistige Linie und Haltung hineinzwingt“ (S. 584). Starke Kritik finden allerdings der Gottes-, der Erlösungs- und der Kirchenbegriff, „wo alles Sakramentale natürlich gänzlich fehlt“ (S. 590).

Und bei dieser Einschätzung für wesentliche Zentralessagen konnte die Zustimmung der Herausgeberin der „Glaubenslehre“ keinesfalls erwartet werden. Vielmehr tat sich eine Kluft auf zwischen jener die Dichterin beschäftigenden und bei Carl Muth von ihr als gegeben unterstellten Geistesweite und dieser abschätzigen Verurteilung von klaren und wohlwogenen Überlegungen.

Wahrscheinlich wollte sie Klarheit gewinnen, indem sie sich mit folgendem Brief an Muth wandte (18. Oktober 1928, NL in BSB):

„...Ich wollte Ihnen nun sagen, daß ich zurück bin und mich sehr freuen würde, wenn Sie bald einmal zum Tee kämen, solange die Witterung noch nicht zu winterlich ist. In der kommenden Woche wird mich wahrscheinlich Dr. Feuchtwanger vom Verlag D&H (Verleger der Troeltschen Glaubenslehre) besuchen; er würde sich nach dem Troeltsch-Aufsatz im Septemberheft des Hochland sehr freuen, Sie zu sprechen. Wäre es wohl möglich, daß ich Sie zusammen einladen könnte? Dann nennen Sie mir bitte einen Tag, an dem es Ihnen paßte; ich möchte dann versuchen, Dr. F. und seine Frau zu demselben zu bitten. Mit herzlichen Grüßen Ihre sehr ergebene...“

Es ist nicht bekannt, ob die Begegnung stattgefunden hat, ebenso nicht, ob Muth sich positiver über Troeltschs Glaubenslehre ausgesprochen hat als dies Getzeny getan hatte; ob also ihre Freiheitsräume im angenommenen Sinne vorhanden gewesen sind.

Immerhin könnte man einen im September 1929, also ein Jahr später publizierten Artikel von Muth zur Klärung beziehen. Dort nimmt er unter dem Titel „Entscheidung. Ein ernstes Wort an unsere Freunde“ zum Zeitschriftensterben Stellung und führt u.a. aus: (S. 561-563, hier 563) „Es sind Tausende, die es aufzurufen gilt - nicht für eine geschäftliche Sache, nicht für einen Verlag oder die an der Zeitschrift namentlich Beteiligten, sondern für die Zeitschrift selber und dafür, daß sie das ihr gesetzte Ziel, die katholischen Kräfte im katholischen Volksteil zu aktivieren, kraftvoll anstreben kann. Anders ist nicht möglich, was wir wollen: eine freie und lebendige und damit auch fruchtbare Auseinandersetzung mit allem, was unsere Gegenwart bewegt und woraus unsere Zukunft wird, mit ihrem Glauben und Aberglauben sowohl wie mit ihren Zweifeln und Unsicherheiten, mit ihrem oft nur verkehrt erstrebten Guten nicht minder wie mit ihren wirklichen und gewollten Verkehrtheiten, mit der Unvernunft der Wohlwollenden ebenso wie mit der Verstocktheit der bewußt Abwegigen.“

Vieles spricht dafür, dass Aussagen wie diese über eine „freie und lebendige und damit fruchtbare Auseinandersetzung mit allem was unsere Gegenwart bewegt“ die Dichterin beruhigte und darin bestärkte auch ihren nächsten Roman, an dem sie arbeitete, wiederum in Muths „Hochland“ vorabdrucken zu lassen, zumal gerade er in Grenzbereiche des Christentums gegenüber einer anderen Religion hineinreichen musste und beiden Glaubensweisen dabei Gerechtigkeit widerfahren sollte.

Im März-Heft 1930 erschien der Beginn von „Der Papst aus dem Ghetto“, die Legende des Geschlechts Pier Leone. Unterstützung hatte die Autorin erfahren durch Dr. Feuchtwanger, der ihr brieflich am 8. Juni 1929 eine Liste von zehn Literatur-Angaben übersandte (NL Marbach). Sie verschrieb sich der fast übermächtigen Aufgabe hingebungsvoll. Und sie quälte sich auch spürbar, wie sich aus der Korrespondenz mit Muth ergibt: mit Unsicherheiten im historischen Urteil, mit der Menge des Stoffes, mit dem Zeitdruck der Redaktion und dem Termin der Fertigstellung im Jahrgang. Offensichtlich war sie durch Kürzungs-Forderungen auch noch zu konzeptionellen Änderungen bereits korrigierter Passagen gezwungen worden: Schließlich scheinen auch davon nervliche Wirkungen aufgetreten zu sein - sofern sie sich nicht überhaupt in ihrer gestalterischen, denkerischen Freiheit beschnitten fühlte und Krankheit vorschützte und den Vor-Abdruck schließlich abbrechen ließ - gegenüber der bald erschienenen Buchausgabe ca. 40 Druckseiten vor dem eigentlichen Ende! Der Abbruch wird nach der siebten Fortsetzung im September 1930 folgendermaßen erklärt: „Die Dichterin, die die Gepflogenheit hatte, jeweils an ihrem Werk bis zum letzten Augenblick zu arbeiten, ist leider über der Arbeit an dem Schluß der Dichtung erkrankt und kann sich nicht entschließen, das Vorliegende zum Druck zu geben, ohne mit ganzer Kraft die letzte Hand daran gelegt zu haben. Sie wird aber den Schluß so gestalten, daß er unabhängig von dem bis jetzt Gedruckten als in sich geschlossene Erzählung im nächsten Jahrgang erscheinen kann. Wir lassen hier als einen vorläufigen Abschluss folgen, was die Dichterin über den Plan des Romans niedergeschrieben hat.“ Und es sind dann zwei eng beschriebene Seiten beigefügt; dazu zuletzt der Hinweis: „Für alle Einzelheiten ist auf die im Herbst erscheinende Buchausgabe des Romans (Transmare-Verlag, Berlin) zu verweisen.“

Auf Seiten des „Hochland“ behielt man die Angelegenheit im Auge und rezensierte die Buchausgabe dann im folgenden August-Heft 1931 ausführlich in einem eigenen Aufsatz von Gregor Heinrich: „Zu Gertrud von le Forts Legende 'Der Papst aus dem Ghetto' (S.462/65)

Um es kurz anzudeuten: Hoch gelobt und gewürdigt wird der Vorabdruck mitsamt der Inhaltsangabe des Schlusses, um dann die Transmare-Buch-Ausgabe zu bemängeln als veränderte Konzeption, die nicht das Verheißene einlöst: Während etwa am Schluss der Dichtung verheißene gewesen sei: "In der liebevollen Haltung des Kardinals vor der verwaisten Mutter (Miriam) und in deren unerschütterlichem Gottesglauben erscheint die Hoffnung der Kirche auf die Seele Israels und - so meint dieser Roman - auch die eigentliche Hoffnung Israels" – bleibe dagegen im Buch "die Judenschaft und ihr altweltliches Pathos bis zu Ende in sich geschlossen: Sehend hat keiner dieser Juden Christus wahrhaftig angenommen."

So gibt Gregor Heinrich der Hoffnung Ausdruck: „Vielleicht bringt uns eine dritte geschlossene große Volksausgabe dies Prachtwerk in der vollendeten letzten unantastbaren Form. Mögen dann auch manche Absätze, die im 'Hochland' standen, in der Transmare-Ausgabe aber fehlen, die kommende Ausgabe schmücken, damit nichts versäumt werde, weder am Heroismus noch an der Kunst dieser großen Legende.“

Wie tief für Gertrud von le Fort dieses Erleben um den Druck des Papst-Romans letztlich einschneidet in das Verhältnis zum „Hochland“ ergibt sich aus dem Sachverhalt, dass die Dichterin den Vorabdruck der Novelle „Die Letzte am Schafott“ einer anderen Zeitschrift überließ: Im Oktober und November erschien diese Dichtung vollständig im „Kunstwart“, was Friedrich Fuchs am 3. Oktober 1931 ohne Kommentar Carl Muth mitteilte: „Die vom Verlag (Kösel-Pustet) im Oktoberheft angezeigte Novelle der GvIF wird eben vom ‚Kunstwart‘ veröffentlicht. Der Verlag wird übrigens noch eine zweite Novelle bringen: ‚Es zog ein Markgraf über den Rhein‘.“

Dieser Vorabdruck blieb in der le Fort-Literatur - soweit zu erkennen ist - bis heute völlig unbemerkt, auch im Blick auf die Bedeutung und vielleicht sogar die Deutung dieses Weges der Blanche unter die blind der Revolution huldigenden Marktweiber, die sie erschlugen.

Zum anstehenden Bruch der le Fort mit dem „Hochland“ trug vermutlich auch noch ein Aufsatz von Friedrich Fuchs bei, der im Maiheft 1931 über 'Die Kirche in der Minderheit' die Hochland-Kritik an Troeltsch deutlich erneuert hatte und zwar plakativ gleich im Anfang des Heftes (S.97ff, bes. 98 u.ö.) mit augenfälligen Text-Sperrungen: „Die Kirche als e i n e n Weg zu Gott unter anderen zu r e l a t i v e r e n ist eine nahe Versuchung, der man bewußt, auch unbewußt erliegen kann.“ Ernst Troeltsch hat in einem Aufsatz im „Logos“ von 1910 „die Zukunftsmöglichkeiten des Christentums wohl günstig beurteilt. Nur auf eines will er verzichtet wissen: Jesus als das Zentrum der Welt oder auch nur als das Zentrum der Menschheitsgeschichte zu konstruieren“. Die Ungeheuerlichkeit der Zeiträume der menschlichen Geschichte, die Verschiedenheit in der Beseelungsmöglichkeit für verschiedene Kulturen und Menschengruppen verbieten ihm, „die Menschheit in Jesus gipfeln zu lassen und durch die in Jesus erschienenen religiösen Kräfte die gesamte Menschheit schließlich erobern zu lassen“. Jesus ist ihm das religiöse Zentrum lediglich der europäisch-christlichen Welt. Zu dieser örtlichen Relativierung tritt eine zeitliche: das europäisch-christliche Geistesleben kann absterben und an seine Stelle eine Religion treten, die nicht an die Person Jesu gebunden ist.

Der Passus über Troeltschs Denken bildet zwar nur die negative Folie, zu welcher Fuchs dann ausladend eine angemessene, mit dem katholischen Glauben und ihrer Liturgie darlegt... Aber eben die Negativ-Darstellung der Folie musste einen Leser wie die Verehrerin des „Meisters“ erbittern und herausfordern zum Erweis gerade auch des Gegenteils. Dies auch, weil sie die vorgenommenen Kürzungen ihres „Papst“-Romans als aus demselben kritischen Standpunkt hergeleitet instinktsicher identifizieren musste. Die Novelle von der Letzten am Schafott - ursprünglich sollte sie „Hymnen am Schafott“ heißen, was ihr der Leiter des Kösel-Verlags ausgeredet hat (!) - in Briefform geschrieben, liest sich auch wie eine ekklesiologische Gegenschrift, wie eine Herausforderung und Widerlegung großen Stils, immer wieder den „Freund“ ansprechend, der das ganze „Hochland“ mit seiner Theologie dem Exklusivitäts-Anspruch meinen könnte, wenn er eine weibliche Person („Freundin“) anredet, und am Schluss erwartungsvoll und fordernd schreibt: „Meine Teure, der Bund unserer Herzen war bisher immer auch ein solcher der Idee - werden Sie die Veränderung Ihrer Freundin (statt „Freund“) ertragen? Noch einmal: Sie haben das Wort!“

Ob es richtig bis in die letzten Tiefen begriffen war oder nicht,- Eine Antwort ließ nicht lange auf sich warten, auch wenn es die erwartete nicht gewesen ist, sondern die Berechtigung der Abstandnahme eigentlich bestätigte.

Schon am 26. Dezember 1931 reagierte Muth mit folgendem Brief an le Fort und suchte werbend alle Verstimmungen zu überwinden:

Sehr verehrte Baronesse!

Über alle Verstimmung hinweg, die Ihrerseits gegen mich besteht - ich glaube den Grund zu kennen, sehe darin aber ein großes Mißverständnis - spreche ich Ihnen meine Bewunderung u. meinen Dank aus für die Novelle „Die Letzte am Schafott“. Mit dieser ergreifenden Dichtung haben Sie gerade für unsere Tage und was ihnen vielleicht an großen Zeitschicksalen u. Prüfungen folgen wird, ein selten tief gesehenes, stärkendes, den Kleinglauben besiegendes Werk vollbracht, dem ich kein an prophetischer Intuition u. künstlerischer Unmittelbarkeit ebenbürtiges in allen mir bekannten Literaturen unseres Zeitalters zu vergleichen weiß. Meine Weihnachtstage waren ganz erfüllt von der beseligenden Spannung, die diese Erzählung in dem innerlich mitlebenden Leser hervorbringt. Das Werkchen wird eine Mission haben in unserer Zeit, der ich meinestils zur Wirkung zu helfen mich bemüht habe u. künftig bemühen werde, indem ich es als Gabe an Freunde u. Bekannte verwertete und verwerten werde.

Wäre ich früher zur Lesung gekommen, ich hätte Herrn Lützeler ausgesprochen, daß ich in dieser Distanzierung von unserer Gegenwart einen großen Vorzug erblicke u. daher weit entfernt bin, eine Anknüpfung „an die religiöse Lage der heutigen Menschen“ zu wünschen. Diese geniale Projektion eines Zeitgefühls in vergangene Schicksale überhebt diese Dichtung jeder Gefahr einer tendenziösen Deutung.

Es war mir ein Bedürfnis Ihnen, sehr verehrte Baronesse, zu sagen, wie sehr mich Ihre jüngste Schöpfung ergriffen hat. Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen für das kommende Jahr meine besten Wünsche zu entbieten u. grüße Sie in alter Verehrung u. Hochschätzung als

Ihr ergebener Carl Muth

Muth bezieht sich auf die im Dezember-Heft von „Hochland“ erschiene Rezension der Novelle (S. 265, als Teil einer sechsseitigen Zusammenfassung über 'Neue Romane') von Heinrich Lützeler. Dort heißt es gegen Ende: „Sie berichtet als künstlerischer Mensch, da ihr Stil einheitlich den Briefen des 18. Jahrhunderts durchhält... Freilich ließe sich eine noch höhere Erfüllung denken, wenn Gertrud von le Fort enger an die religiöse Lage des heutigen Menschen anknüpfte; denn vieles am Glaubensleben des 18. Jahrhunderts ist uns fremd, ist nicht unmittelbarer Zuspruch in unserer Not und Sehnsucht.“

Auch wenn Carl Muth das „Werkchen“ über alles lobte, ihm im Kampf gegen den „Kleinglauben“ Kraft und eine weitreichende Mission zusprach, an der er sich mit dem Kauf von Weihnachtsgeschenken durchaus gleich beteiligte, vermochte er die unabsehbare Wirkungsgeschichte des unscheinbaren Büchleins - ob über Weiterentwicklungen wie Dramatisierungen und Komposition, im Ergreifen oder Verfehlen der eigentlichen Gedanken und Impulse - nicht von ferne zu erahnen. Vor allem aber weist die „beseligende Spannung“, welche deswegen seine Weihnachtstage ganz erfüllte, dass er offensichtlich die Botschaft von der „Veränderung der Freundin“ nicht erkannte, nicht den am Ende wirklich erschütternden Abschied der Dichterin und wichtigen Autorin von seiner Zeitschrift (die ihn damals so sichtlich bekümmerte!) erfasst hatte. Wenigstens noch nicht! Denn darüber fehlt in seinem Brief jedes Wort.

Gertrud von le Fort war gewissermaßen in die ihr bestimmte Weite eingekehrt, in welcher sie sich ihrer Bestimmung gemäß immer gefühlt hatte, abzulesen schon in den zitierten Hymnen von 1924:

*„Denn wo deiner Tiefen Tiefe hindürstet,
da fließen nicht mehr die Brunnen dieser Erde,
und wo dein letztes Heimweh verblaut,
da stehen alle Uhren der Zeit still.“*

Es war eine ganz andere Kirche, die hier in ihrer Stille sprach und gebot als eine institutionalisierte mit universellen Ansprüchen. Und allein war sie deswegen doch nicht. Gerade an einem Echo zum „Papst aus dem Ghetto“ etwa konnte sie sich in aller „Verstimmung“ oder sogar Verstoßenseins aufrichten, gerade weil es aus einem vermeintlichen „Außen“, von berufener jüdischer Seite gekommen war.

Am 30. Januar 1931 hatte ihr Ludwig Feuchtwanger geschrieben:

Sehr verehrte Baronesse,

Sie haben mich durch die Übersendung Ihres Buches sehr erfreut. Ich danke Ihnen dafür herzlich! Nachdem im 'Hochland' die Veröffentlichung abgebrochen war, las ich das Ganze nun in der Buchform noch einmal genau durch und vergegenwärtigte mir auch nochmals an Hand einiger Quellen und der Literatur die Zeit des Schismas um 1100 und die Gestalt Anaclets II. Nun sind mir nicht nur die Figuren der 'Legende', sondern vor allem auch Ihre Romantechnik gut vertraut geworden. Indem Sie teilweise verwischte Stücke alter Annalen wie aus dem Dunkel heben und zu entziffern suchen, entsteht ein überaus zartes religiöses Bild, abgeblättern Tafelbildern der frühitalienischen Meister vergleichbar. Es entsteht so ein ganz eigenartiges Werk, das sich jeder bisherigen Art des historischen Romans völlig fern hält und ganz ursprünglich ist. Mit der rein künstlerischen Wertung, die eine Dichtung hohen Ranges festzustellen haben, wird man dem Buch allerdings noch nicht gerecht. Der theologisch-religiöse Geist, in dem der Roman gestaltet ist, wird niemand unberührt lassen. Eine ergreifende, ja erschütternde Illustration zu den drei Kapiteln des Römerbriefes 9-11, die einen bewußten Angehörigen des 'Überrestes Israel' im Zusammenklang mit Ihrem wundervollen Roman natürlich doppelt angehen, ja, nach meiner Meinung sogar bestätigen müssen. Die großartige christliche Legende, die Sie hier geschrieben haben, ist der Debatte von Meinung und Irrtum völlig entzogen. Sie muß vielmehr wie jedes Kunstwerk und auch jede religiöse Gestalt aus sich heraus verstanden werden. Sehr gern machen wir von Ihrer freundlichen Einladung zu Ihnen hinaus Gebrauch. Wir werden noch im Laufe des Winters selbst versuchen, Sie zu uns zu bitten. Von meiner Frau die besten Empfehlungen. Ich freue mich darauf, Sie wieder sprechen zu dürfen.

Mit besten Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebener L. Feuchtwanger

Das Verstummtsein dieser Dichterin im „Hochland“ ihrerseits blieb bis zum Schluss Wirklichkeit.

Winzige Erwähnungen ihres Namens hat es zunächst nur sehr beschränkt gegeben, obwohl einige Werke der le Fort erschienen sind wie „Hymnen an Deutschland“ (1932), „Das Reich des Kindes“ (1934) und „Die ewige Frau“ (1934f), die Gelegenheit zur Besprechung geboten hätten. Nur Carl Muth selbst rühmte sich beiläufig mit einem Satz zu den „Hymnen“ in einer Fußnote: "Aus starker dichterischer Bewegtheit stammen Gertrud von le Forts 'Hymnen an Deutschland'; in Stoff und Ton steht ihnen nahe der Gedichtband 'Der Königsstuhl von Aachen' von Gottfried Hasenkamp (beide bei Kösel-Pustet, München 1932). Vgl. März-Heft 1933, S. 482.

Gleichwohl baute sich aber doch aus einem irgendwie fortbestehenden Verbundenheitsgefühl eine Art Bringschuld gegenüber der einstigen Mitarbeiterin und doch weiterhin Geistverwandten le Fort auf, und im Oktober 1935 wurde es von Theoderich Kampmann mit einer große Darstellung des Gesamtwerkes der Dichterin sichtbar gestaltet. Bestimmt auch auf ausdrücklichen Wunsch von Carl Muth. Diese fast monographische Arbeit erschien im selben Jahr noch unter dem Titel „Gertrud von le Fort“ als kleines Buch mit 50 Seiten bei Kösel. Es handelt sich um eine überwiegend positive Darstellung, in welcher die Dichterin wieder in die Hochland-Welt zurückgeholt und vom katholisch-theologischen Standpunkt aus vereinnahmt wird. Kampmann war im Übrigen - gestützt auf die nach dem Krieg wieder erschienene Zeitschrift in der Auseinandersetzung um die Häresien im „Kranz der Engel“ - treibende Kraft bei der Abwendung der drohenden Indizierung dieses Romans von 1946. Und er besiegelte sein entsprechendes Wirken für die Einbindung der Dichterin in die rechtgläubige katholische Kirche 1956 mit der von ihm vorangetriebenen Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Münchener Theologische Fakultät, erstmalig - und bisher nicht mehr wiederholt - an eine Frau.

Wie es mit le Forts Rechtgläubigkeit genau steht, mag hier unerörtert bleiben. Aber das letzte Wort soll sie selbst haben mit Auszügen aus dem Gratulationsbrief zum 70. Geburtstag von Carl Muth am 31. Januar 1937. Es sei nur angemerkt, dass sich eine Handschrift desselben weder im Muth- noch im le Fort-Nachlass hat finden lassen. Er ist in „Aufzeichnungen und Erinnerungen“ von 1951 (Benzinger Verlag) aber vollständig veröffentlicht. In dem ungewöhnlich langen Glück-Wunsch-Schreiben (!) von beinahe fünf Druckseiten antwortet Gertrud von le Fort irgendwie auch auf die versuchte Wieder-Einbindung in die „Hochland“-Welt mittels des plakativen Kampmann -Buches. Und sie unterstreicht, genau besehen, ihren Abschied von 1931 im Zusammenhang mit der Revolutions-Novelle. Die scheinbaren, weit zurückreichenden Erinnerungen und Ersteindrücke vom „Hochland“, die sie gar nicht mehr genau datieren, sondern nur poetisch lokalisieren kann – nämlich als Sitzen auf einem Kofferchen im Gang eines Reisezugs auf stundenlanger Fahrt - stellen vor allem - gegen den Anschein - Distanzen dar zwischen der bestehenden Zeitschrift-Realität und dem, was sein könnte und sein sollte und ihr persönlich immer gegolten hat:

"Die Reise auf dem Kofferchen in Gesellschaft der unbekanntes Zeitschrift wurde mir zu einem wunderbar beglückenden Erlebnis. Denn ich befand mich da mit dieser Zeitschrift wirklich in einer Welt, die weder an den 'Untergang des Abendlandes' noch an den unseres Volkes glaubte, sondern an deren Auferstehung und Erneuerung - ich befand mich in einer christlichen Welt. Ich befand mich - das war mir natürlich sehr bald klar geworden - im geistigen Raum einer katholischen Zeitschrift, aber gleichzeitig doch in meiner eigensten Heimat, und zwar nicht nur deshalb, weil darinnen auch nichtkatholisches Geistesgut in weiter Schau erblickt und gewürdigt wurde, sondern vielmehr weil die ganz Haltung dieser

Zeitschrift meine teuersten Besitztümer, das Erbe meines frommen, protestantischen Elternhauses gleichsam mit einzuschließen schien. Ja, gerade dieser Eindruck des Einschließenden- ich entsinne mich dessen genau - war das eigentliche Wesen dieser unvergesslichen Begegnung!...Ich erlebte also damals das Wesen des wahrhaft Katholischen überhaupt.“

Und sie dankt dem verehrten Herrn Professor: „Sie haben die Erfüllung der religiösen Aufgabe vorbereitet, indem Sie uns immer wieder die Gemeinsamkeit der christlichen Kultur zeigten, die ja nur möglich ist als Ausstrahlung auch eines weithin gemeinsamen religiösen Besitzes... Möge ihr Werk fernerhin von Gott gesegnet sein!“ lautet der abschließende Glückwunsch.

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim“
war im allerersten 'Hochland'-Heft von 1905
mit einer Zeichnung von Edward v. Steinle
prophetisch zum immerwährenden sibyllinischen Motto gemacht gewesen.



E. v. Steinle.

Phototyp. Jan. Häsel.

Wer das Glück hat, führt die Braut heim